

# ICH WÄRTE AUF DICH

ROMAN VON LIESBET DILL

Verlag Karl Köhler & Co., Berlin-Schmargendorf

Nachdruck verboten

10. Fortsetzung.

Das Verlobungsfecht fand nächste Woche statt, in Haus Westminster wurden schon Vorbereitungen getroffen, das ganze Haus nahm daran teil, Maud sollte ihre Freundinnen mitbringen, es kamen junge Herren dazu, es sollte getanzt werden.

„Na, freu dich doch“, sagten ihre Freundinnen, mit denen sie das große Wohnzimmer teilte. „Das ist doch mal 'ne Wechselung.“

„Deine Tante steht doch noch ganz gut aus“, fanden sie. „Ganz knusprig . . . weshalb sollte sie denn eine alte Jungfer werden?“

„Aber der Mann, dieser Mann“, sagte Maud.

„Was denn, der Russe steht doch sabelhaft aus . . . Ich wäre froh, wenn ich so einen Verehrer hätte“, sagte Kitty aus Chicago, die Birdies Blah bekommen hatte.

„Aber mit so einem fremden Mann in einem Haus zu leben, denk ich mir schrecklich!“ rief Maud. „Ich habe ihn doch vorher nie gesehen.“

„Den hab ich schon oft gesehen“, sagte die Amerikanerin. „Auf der Wilhelmstraße, zum Beispiel konnte man ihn jeden Tag von zwölf bis eins wandeln sehen . . . Aber ich hätte nie gedacht, daß er sich auch für ältere Damen interessiert.“

„Meine Tante ist reich“, sagte Maud summröckelnd.

„Na, also . . . Aber hängt den Kopf nicht deshalb, es ist eine beschlossene Sache, daran kannst du nichts ändern.“

„Was soll ich denn tun?“ rief Maud.

„Dich mit ihm stellen, das ist das Einzige, was ich dir raten kann.“ Die erfahrene Kitty war zwanzig Jahre alt. Sie war das älteste Mädchen in der Pension, sie hatte schon manches erlebt in Chicago und war von ihren Eltern deshalb in diese Pension geschickt worden, die bekannt dafür war, die Mädchen streng zu erziehen.

„Man muß das nicht so tragisch nehmen“, fand Kitty. „So ein Onkel ist doch galant. Den würde ich mir erziehen . . . der würde mir nach vier Wochen aus der Hand freieren.“ Kitty drückte sich immer sehr drastisch aus.

„Aber meine Tante ist ganz verändert zu mir“, fragte Maud. Sie hat gar kein Interesse mehr für mich, sie denkt nur an diesen abhässlichen Russen.“

„Na ja, sie ist etwas verrückt. Sie hat dreißig Jahre keinen Liebhaber mehr gehabt, sie lachte schon so komisch, ich dachte, als ich sie erst sah, sie hätte einen . . .“ Aber das legt sich, wenn sie sich daran gewöhnt hat.“

„An was gewöhnt?“ fragte Maud.

„An daran, verheiratet zu sein. Du bist aber auch zu dumm. Dich mühte man noch einmal ausbrüten in einem Glasstrahl.“

„Warum?“

„Na, weil du vom Leben keine Ahnung hast. Von dem, wie es wirklich ist . . .“

„Hast du sie denn, Kitty?“

„Na, ich“, sagte sie stolz und reckte ihre lange Gestalt vor dem Spiegel. „Ich habe in Chicago mehr erlebt, als das ganze Haus Sesam zusammen, die Hamcourt eingerechnet.“

Aber ehe sie weiter erzählen konnte, klopfte es an die Türe und Miss Brown, das Nachtspeisist, betrat harten Schrittes das Zimmer. Diese Dame war lang, dünn und mager wie ein Gerippe, sie trug nur enge Schneiderseiber und lange, abgahlose Schuhe, und hatte einen festen Schritt wie ein Mann.

„Was habt ihr noch miteinander heruzupfen?“ sagte sie und warf den Mädchen einen Blick zu. „Geht zu Bett und macht das Licht aus und beendet eure unnützen Unterhaltungen.“

„Good night“, sagte die Amerikanerin mit überlebend süßer Stimme.

„Good night“, wiederholte die Miß und schloß die Türe.

„Das ist ja hier wie im Zuchthaus“, fand Kitty, als sie in ihr Bett kroch. „Na, das Jahr wird ja auch mal herumgehen, dann holen mich meine Eltern hier ab, und wir machen eine Kleinreise. Parauk freu' ich mich das ganze Jahr . . . Und nun, gute Nacht, Küßen. Mußt dir nichts daraus machen.“

„Rein, es war nichts mehr zu ändern, sie sah es ein.“

„Ich bin ja so glücklich“, sagte ihre Tante. „Er ist so gut zu mir, ich hätte nie gedacht, daß ich so jemand finden würde . . . Ich habe ja überhaupt nicht mehr daran gedacht“, gestand sie verächtlich. „Aber es ist nun so gekommen, und du wirst dich auch noch an ihn gewöhnen, er findet dich charmant . . .“

„Ach, wirklich?“ sagte Maud.

„Wie klug er ist, dachte sie. In Wirklichkeit findet er mich nur störend, ich stehe ihm irgendwie im Wege, ich durchschaue ihn, das ist's.“

Sie hatte eine starke Abneigung vor unwarren Menschen, vor allem, was künstlich ist und nicht klar.

„Du machst dir viel zu viel Gedanken“, fand Kitty, als sie auf ihren Waldspaziergängen, zu denen sie jeden Nachmittags und bei jedem Weiter von Miß Brown angetrieben wurden und zu zweit in der langen Reihe gingen.

„Man muß seine Verwandten nehmen, wie sie einem der Himmel beschert. Ich hab auch einen Stiefvater bekommen, als ich vierzehn Jahre alt war, das war auch so eine Sache. Aber den hab ich mir erzogen. Erst wollte er das mit mir, aber ich hab ihm die Zähne gezeigt . . . Und dann ist er sanft geworden und hat begriffen, mit der muß man rechnen . . . Nur sich nicht unterkriegen lassen, immer feste herant. Die Männer, weißt du, muß man auf eine ganz besondere Art behandeln, das ist eine familiäre Sache.“

„Ich habe vier Brüder“, fuhr Kitty fort. „Der eine ist schon mit einer Frau verheiratet, die mochten wir erst auch nicht, jetzt haben wir uns an sie gewöhnt . . . Mama machte 'bonne mine'. Was blieb ihr auch übrig? Und meine älteste Schwester hat uns eines Tages einen Mann angebracht, mit dem sie seit zwei Jahren heimlich verlobt war. Mama war entsetzt, er paßte gar nicht in unsere Familie, er war so ein frecher, dreister Habentst, der gern in unler Geschäft einheiratet wollte, den haben wir uns auch erzogen . . .“

„Und mit deinem Stiefvater, das geht wirklich?“ fragte Maud.

„Und ob das geht!“

„Aber er hat dich doch hierhergeschickt. Von selbst wärst du doch nie nach Haus Sesam gekommen?“

„Sure! Von meinem Stiefvater lag ich mich nicht verschiden, aber das hat Mama getan. Sie will nämlich nicht, daß ich diesen Mann heirate, weil er nichts hat, mein Bobby, aber ich werd' ihn trotzdem heiraten. Ich sehe hier nur meine Partzeitel ab. Wenn ich dann noch an ihm festhalte, wird sie mir in Gottes Namen ihre Einwilligung geben . . .“

„Liebst du ihn denn?“ fragte Maud.

„Und ob . . .“

„Und heiratet er die auch noch?“

„Klar . . . daß er mir schreibt. Wenn ich mal aufs Postamt entweichen kann, hol ich mir seine Briefe ab. Morgen ist Samstag, da dürfen wir ja Einkäufe in der Stadt machen, da geht ich in die Kaufmannshandlung und luche mir Notizen aus, das ist Miß Brown zu langweilig, und ich komm' mir seine Briefe auf der Post nebenan abholen. Und wenn ich nicht kann, holt sie mir den Jüngling ab.“

„Welcher Jüngling?“

„Na, der Verkäufer, den hab ich mir dazu angefernt. Es macht ihm sogar Spaß.“

Wie einfach hatten es doch die andern, dachte Maud. Wie sie sich das alles einrichteten, wie sie es verstanden . . . das würde sie nie lernen.

Ich glaube, ich hab zuviel von den Whartons mitbekommen, dachte sie. Die beugten sich nicht, die waren so, wie sie auf die Welt gekommen waren, und haben auch so . . . Man kann nicht aus seiner Haut heraus . . . Aber Tante Mary mit ihrem Russen . . . an dieser Sache war etwas, was sie nicht verstand.

Das Verlobungsfecht wurde gefeiert. Miß Wharton gab ein Abendessen, zu dem die ganze Pension Westminster und Maud und Kitty eingeladen war.

Nach dem Essen wurde getanzt. Es gab eine Bowle, die der Russe selbst braute, und ein großartiges kaltes Büffet wurde um Mitternacht aufgebaut, mit allen Delikatessen, Kaviar in Eisblöcken, ganze Salate, Wildschweintrüden und Truthennen, russische Salate, russische Pasteten, und wunderbares Gebäck, und Torten, wie man sie hier noch nie gesehen hatte. Es herrschte eine vergnügte Stimmung.

Zulezt wurden Gesellschaftsspiele gespielt, und jeder mußte ein Pfand geben. Wie es in diesem Trubel geistehen war, wußte niemand, aber Miß Wharton, die an diesem Abend ziemlich nervös und, als Mittelpunkt der Gesellschaft sehr beansprucht war, hatte als Pfand ihre Perlenkette gegeben.

Als sie sich abends, nachdem die Gäste fort waren, in ihrem Schlafzimmer auskleidete, fehlte ihr diese kostbare Kette.

Sie durchsuchte das ganze Zimmer, die Kette war fort. Sie ging durch den Speisesaal, suchte mit der Taschenlampe den Teppich ab, in der Garderobe suchte sie und überall, wo sie an dem Abend gewesen war. Die Zimmermädchen halfen, denn auf sie fiel zuerst der Verdacht. Aber die Mädchen waren alle schon lange im Hause. Die Pensionistin stand ein für ihre Ehrlichkeit. Aber sie nahm Miß Wharton beiseite und gestand ihr, daß sie das „ungleiche Paar“ im Verdacht habe.

Die Dame hatte sie am Abend bei Tisch auf die schönen Perlen aufmerksam gemacht und gesagt: „Miß Wharton hat ja ein Vermögen um den Hals hängen.“ Sie hatten über die Perlen gesprochen und ihren Wert geschätzt. Das Paar war noch in derselben Nacht nach Hamburg abgereist. Sie wollten eine Mittelmeerreise machen.

Aber, man konnte ja auf diesen bloßen Verdacht hin nicht ihr Gepäc unteruchen lassen. Schließlich hatte ja jeder der Gäste die Perlen gesehen und bewundert.

Die Pension war in Aufregung. Maud fand ihre Tante gebrochen und veräczt. Der Russe war sofort zur Kriminalpolizei gelaufen und hatte die Anzeige erstattet. Man betriet, was zu tun sei.

Die Kette schloß nicht mehr gut, der Russe hatte sie schon einmal darauf aufmerksam gemacht, daß an dem Schloß etwas nicht stimmte, sie war ihr schon einmal im Theater in der Loge aufgegangen. Er hatte es zum Glück gleich gemerkt, und sie hatte die Kette in ihrem Reisepfand gefunden. Aber nun fand sie sie nicht mehr. Sie versuchte, sich zu erinnern. Bei Tisch hatte sie die Kette noch angehabt, alle hatten sie damit gesehen. Nachher hatte sie sie zu den Pfändern gegeben und sicher auch zurückbekommen, denn ihr Verlobter hatte sie ihr selbst wieder umgelegt. Aber dann? Dann? Darauf konnte sie sich absolut nicht mehr besinnen. Man hatte getanzt, sie hatte viel getrunken, und hatte von dieser Bowle mehrere Glas getrunken, und später Sekt. Sie hatte den ganzen Abend wie in einem Traumzustand verlebt. Sie wußte nicht, wo die Perlen hingekommen sein konnten. Im Hause muhten sie sein.

Hausuntersuchung wurde gehalten, alle Gäste muhten es sich gefallen lassen, daß man ihre Zimmer durchsuchte. Alle Schränke und Koffer wurden durchwühlt und die Kammern der Diensthofen, aber die Perlen fanden sich nicht. Man muß es dem Schicksal überlassen, der Zufall bringt es meist heraus, meinte der Russe. Auch er war der Ansicht, daß dieses Paar, das in der Nacht das Haus verlassen hatte, verdächtig sei. Er wollte diese Spur verfolgen und sie auf dem Ueberseeampfer bewachen lassen. Und er tat gleich die nötigen Schritte, um die Polizei auf ihre Spur zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

## Sragen hinter der Wand

### Freundliche Antworten für humorige Leute

#### „Vetter zweiten Grades“

A. A. in L. — „Im Roman der SB ist erwähnt: „Vetter zweiten Grades.“ Ich weiß nicht genau, was das ist, auch durch Nachschlagen konnte ich es nicht feststellen.“

Angenommen, Du hast eine Schwester und ihr beide heiratet, dann sind eure Kinder aus den beiden Ehen: Vettern, und zwar Vettern ersten Grades. Diesen Zusatz läßt man freilich meistens weg, denn wenn man von Vettern und Wafen spricht, meint man im allgemeinen solche ersten Grades. Nun denke aber weiter: eure Kinder wachsen heran, sie gehen ihrerseits wieder Ehen ein mit Partnern aus anderen Familien. Die Kinder aus den Ehen eurer Kinder sind nun ebenfalls miteinander verwandt, sie sind: Vettern zweiten Grades. Vettern ersten Grades haben gemeinsame Großeltern, Vettern zweiten Grades gemeinsame Urgroßeltern. Auch mit einer Sippenfamilie kannst Du die Sache gut klarmachen: Vettern ersten Grades haben zur Hälfte, Vettern zweiten Grades zu einem Viertel die gleichen Ahnen. Billeidich ist der „Vetter zweiten Grades“ ein Anlaß für Dich, einmal eine Sippenfamilie Deiner Verwandtschaft aufzustellen — Du wirst dann wahrscheinlich selbst entdecken, daß Du Vettern und Wafen zweiten Grades hast! Wenn Du einmal angefangen hast, Deine Sippenfamilie aufzustellen, wirst Du sehen, wie viel Freude eine solche Arbeit macht und wie sie einen zu manchen Entdeckungen führt, die uns selbst überraschen.

#### Angelus Silesius

A. A. in D. — „Ist der Dichter des „Cherubinischen Wandersmannes“ ein katholischer Geistlicher gewesen? Kannst Du uns etwas Näheres über ihn sagen?“

Die erste Auflage des „Cherubinischen Wandersmannes“ ist 1657 in Wien erschienen. 1661 erhielt der Verfasser des Werkes, der Arzt Johannes Scheffler, die Priesterweihe. Scheffler war also zur Zeit der Abfassung des Werkes noch nicht Priester. Der Inhalt der Dichtung hat ihm Vorwürfe nicht nur von lutherischer, sondern auch von katholischer Seite eingetragen; man beachtete ihn des Pantheismus. In Wahrheit war Scheffler nicht Pantheist, sondern ein christlicher Mystiker, der bei der dichterischen Wiedergabe seiner inneren

Schichte an die Anlehnung an eine Konfession überhaupt nicht dachte. Scheffler ist 1652 von der lutherischen zur katholischen Kirche übergetreten, in erster Linie deshalb, weil er bei der damals sehr engherzigen Haltung der lutherischen Orthodoxie mit dieser in Konflikt geraten war. Durch die Polemik, die von lutherischer Seite auf Grund seines Uebertritts entfacht wurde, ist Scheffler in eine immer schroffere Haltung gedrängt worden und hat selbst polemische Schriften von größter Schärfe veröffentlicht. — Diese sehr unersüßlichen Auseinandersetzungen, die dem Dichter das Leben verbitterten, sind heute mit Recht vergessen. Wie sehr Angelus Silesius (d. i. „Engel aus Schiefeln“) durch seine dichterische Leistung dem ganzen deutschen Volke angehöret, beweist auf die Tatsache, daß mehrere der Lieber seiner Gedichtsammlung „Heilige Seelenlust“ (1657) heute in den protestantischen Gesangbüchern stehen, obwohl Scheffler zur Zeit des Erscheinens dieser Gedichte längst katholisch war. Im „Cherubinischen Wandersmann“ zeigt sich Scheffler nicht nur als begnadeter Dichter, sondern auch als großer Denker; in einzelnen Erkenntnissen — Bedingtheit von Zeit und Raum durch das menschliche Denken ufl. — nimmt er Kant voraus.

#### Eine stolze Erinnerung

E. M. in D. — „Vor längerer Zeit las ich etwas über das „Gespensler-Geschick“, aus dem 1918 Paris von den Deutschen auf eine Entfernung von 120 Kilometer beschossen worden ist. Kannst Du uns etwas darüber sagen?“

Jenes Geschick war eine Meisterleistung deutscher Ingenieurkunst. Sein Rohr war 34 Meter lang, das Geschick 2 1/2 Zentner schwer, bei jedem Schuß kamen 6 Zentner Pulver zur Explosion. Mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 1800 Sekundenmetern wurden die Geschosse bis zu einer Höhe von 40 Kilometer emporgeschleudert, um dann langsam wieder zu fallen. So wurde es möglich, aus einer Entfernung von 128 Kilometer Paris zu beschießen. Es waren 3 Geschosse dieser Art vorhanden, sie standen in einem geeigneten Gelände auf den Waldhängen bei Raon. Am 23. März 1918, im Rahmen der großen deutschen Frühjahrsoffensive, erfolgte der erste Schuß auf Paris aus diesem Geschick. In Paris glaubte man zunächst, es wird beschossen von Aliens zu tun zu haben, bis man sich durch genaue Untersuchung der Geschosse überzeugte, daß es sich um Granaten eines Erdgeschickes handelte. Ingesamt wurden mit den drei Geschossen 289 Treffer im Stadtgebiet von Paris erzielt. Die Konstruktion dieses Ge-

schickes ist eine der stolzesten Leistungen der an Großtaten reichen deutschen Kriegstechnik im Weltkrieg.

#### Der Name Guido

A. A. in A. — „Kommt der Name Guido aus dem Französischen oder Italienischen? Und gibt es diesen Namen auch im Heiligenkalender?“

Der Vorname Guido kommt aus dem — Deutschen. Er ist die italienisierte Form des Namens Guido. Aus Guido wird Guido wie aus Wilhelm Guglielmo. Guido kommt vom althochdeutschen Stamm „wid“, der gleichbedeutend ist mit „enallisch“, „wid“, Wald, Wäuhind, der berühmte Sachsenherzog, ist dem Wortsinne seines Namens nach der „Sohn des Waldes“. Guido hat im Grunde die gleiche Bedeutung, heißt soviel wie Waldmann. — Im Heiligenkalender findet Du den Namen gleich zweimal. Im 10. Jahrhundert lebte in der Gegend von Ferrara ein Abt namens Guido, der als Wunderthäter hohen Ruf genoh. Seine Reliquien ruhen im Dome zu Spener. Ein anderer Heiliger namens Guido kamme aus der Brüsseler Gegend und ist Mitte des 12. Jahrhunderts in Andernach a. Rh. gestorben; er ist der Patron der Künstler und Kaufleute.

#### Aquarell oder Del?

A. S. in D. — „Glaubst Du, daß sich mit Aquarell gleichstarke Wirkungen wie mit Del erzielen lassen? Meine Freunde bezweifeln das; ich aber bin da anderer Ansicht.“

Es ist immer ein Unrecht, die verschiedenen Techniken der Malerei so miteinander vergleichen zu wollen, als sollten und könnten sie dasselbe leisten. Gerade um verschiedene Wirkungen zu erzielen, sind ja diese verschiedenen Techniken entwickelt worden. Das merkst Du schon bei der Zeichnung; mit der dreht über das Papier wischenden Feder erziele ich ganz andere Wirkungen als mit der spitzen Feder. Man tät dem Delbild Unrecht, wenn man es neben ein weiträumiges Frescobild stellt und es als begrenzt in seinen Möglichkeiten des Ausdruck hinstellen würde. Nicht weniger trüchig ist es, das Aquarell als eine gerinere Form des Ausdrucks neben dem Delbild zu betrachten. Es ist eine andere Form, das ist alles. Fast auf allen Stoffgebieten, vor allem in der Darstellung der Landschaft, kann das Aquarell bei latter Farbgebung Wirkungen erzielen, die dann der Oelfarbe durchaus ebenbürtig an Wirkkraft sind. Für Oelfarbe wie für Aquarell gibt es natürliche Grenzen der Formate; der größeren Feidlichkeit seiner Farbgebung entsprechend verlangt das Aquarell einen engeren Rahmen. In dieser natürlichen Begrenzung oder vermag es Wirkungen zu erzielen, die den ausnahmsbereten Beobachter mit gleicher Ueberzeugungskraft erfüllen. (Marabu.)